

Der Tag

3

Zeitung zum Kongress

der *moment*



momentum 15

Kritik

Der Tag
3

Inhalt



TRADITION UND IDYLLE.

In Hallstatt kann man sich ein „Dirndl to go“ besorgen.

... mehr auf Seite 3



MASSEN BEWEGEN.

Bei Moment am Mittagstisch diskutieren drei Teilnehmerinnen über die Entstehung von politischen Bewegungen.

... mehr auf Seite 4 & 5



HAUPTSACHE ARBEIT.

Warum die bloße Forderung nach mehr Arbeitsplätzen nicht immer reicht.

... mehr auf Seite 6 & 7

Was kommt noch auf Momentum15?



Nach der Eröffnung durch die KongressleiterInnen Barbara Blaha und Josef Weidenholzer und der Keynote von Anatol Stefanowitsch sowie der Performance von Christoph & Lollo stehen den TeilnehmerInnen von Momentum15 noch weitere Highlights bevor:

Heute Abend wird es darum gehen, die Ergebnisse der einzelnen Tracks im Rahmen des Ideenforums zu diskutieren. Was waren die meist diskutierten Themen im Track? Welche Lösungsvorschläge sind aufgekommen? Wo gab es unterschiedliche Meinungen? Das Ideenforum wird die Gelegenheit dazu bieten, in andere Tracks zu schnuppern und trackübergreifend ins Gespräch zu kommen. In allen Tracks werden die Highlights ihrer Diskussionen gesammelt und anderen TeilnehmerInnen in einem offenen Rahmen präsentiert. Anschließend

steigt am Abend die berühmterbüchtigte und bei der Eröffnung angekündigte „Open End“-Party im Foyer des Kongresshauses.

Sonntag Vormittag wird der Videoblogger, Journalist und Autor Robert Misik zu seinem neuen Buch *Kaputtalismus - Wird der Kapitalismus sterben, und wenn ja, würde uns das glücklich machen?* im Rahmen der Abschlussmatinée sprechen. „Dass die soziale Ungleichheit in westlichen Gesellschaften wächst und die Idee des immerwährenden Wachstums aus ökonomischen und ökologischen Gründen erschüttert ist, hat dazu geführt, dass der gegenwärtige Kapitalismus am Ende zu sein scheint“, schreibt Misik. Neben der Diskussion am Podium wird es die Möglichkeit geben, direkt mit dem Autor zu diskutieren.

(VG)

IMPRESSUM:

Momentum - Verein für kritische Wissenschaft und Politik
Redaktion: Flora Eder (FE), Anna Ellmer (AE), Vanessa Gaigg (VG), Johanna Griesmayr (JG), Amina Lehner (AL)
Layout: Susi Aichinger, Fotos: Org-Team, Clemens Sauerwein

Dirndl to go

Die Tracht hat viele unterschiedliche Stationen durchlaufen, bevor sie in der entpolitisierten Spaßgesellschaft der „Wiener Wiesen“ ihre Renaissance feiern durfte.

Vom Magdgewand bis hin zum Oktoberfest-Must-Have hat das Dirndl einen weiten aber doch gar nicht all zu langen Weg hinter sich. Denn entgegen der verbreiteten Annahme, dass das Dirndl mit einer langen Tradition aufwarten könne, ist die Tracht eine Erfindung des 19. Jahrhunderts. Die Sommerfrischler_innen des 21. Jahrhunderts werden in Hallstatt bei Claudia Höll fündig. Egal ob nur für eine Stunde und ein paar Urlaubsfotos oder gleich für einen ganzen Tag Landleben spielen, vermietet sie „Dirndln to go“ für einen „authentischen“ Aufenthalt im Salzkammergut.

Während bei Tourist_innen über eine oberflächliche Auseinandersetzung mit der Geschichte österreichischer Volkskultur hinweggesehen werden kann, gilt das nicht im gleichen Maße für einheimische Fans der Krachledernen und des Dirndlkleids, die in den vergangenen Jahren einen regelrechten Boom erlebt haben. Die einen orten darin ein Erstarken traditioneller konservativer Werte, andere eine Demokratisierung der (Volks-)kultur und wieder andere eine entpolitisierte Spaßgesellschaft. „Kulturkonterrevolution im Schunkelmodus“ nannte es Robert Misik in seiner „Fundamentalkritik“ in der er „junge Leute in der Großstadt“ dazu beziehtigt „den Geist des Anti-

Urbanen am Leib, die Idiotie des Landlebens in die Stadt hinein zu tragen“. Vom Schauspieler, Autor und seines Zeichens Botschafter der Tracht Miguel Herz-Kestranek müsste sich Misik dafür wahrscheinlich den Vorwurf gefallen lassen, dass er seinen Antifaschismus an der Tracht auslebe. Dabei, dass eine kritische Auseinandersetzung mit der Tracht und ihrer Geschichte bisher weitgehend auf sich warten lässt, wären sich die beiden aber vermutlich einig.

Während sich Kaiser Franz Joseph in der Lederhose – bestimmt auch nicht ohne politischem Kalkül – volksnah zeigte, wandelte sich die Tracht rund um die Jahrhundertwende zur bürgerlichen Projektionsfläche für Heimat und Tradition. Die ersten Trachtenvereine entstanden mitunter, um das Deutschtum durch das Brauchtum zu stärken. Die Tracht bekam einen bewusst politischen Charakter: Aus der ländlichen Alltagskleidung wurde die Uniform einer bürgerlich konservativen Wertegemeinschaft und Ausdruck einer rückwärts gewandten Suche nach Identität und Abgrenzung.

Der Grad zwischen Brauchtum, Blut und Boden ist ein schmaler. Eines der ersten Gesetze 1938 war das Trachtenverbot für Jüdinnen und Juden. Der „germanische Ursprung“



der Tracht sollte „wieder“ hergestellt werden. Dazu musste sie erneuert werden und befreit von allem Katholischen. Eine zentrale Rolle kam dabei der *Mittelstelle Deutsche Tracht* und ihrer Leiterin Gertrud Pesendorfer zu. Die von ihr kreierten Dirndlformen sind auch heute noch stilbildend: Aus dem hochgeschlossenen Kragen wurde ein ausladender Balkon, die Ärmel wurden kürzer, der Rocksäum wanderte nach oben und die Taille wurde eng geschnürt. Für die deutsche Frau wurde ein deutsches Dirndl entworfen. Das Ergebnis war eine „erneuerte Tracht“ die vielen Trachtenvereinen bis heute als Vorlage dient. (JG)

Unter den TraditionalistInnen wird außerdem ein strenger Dirndl-Dresscode befolgt, der zeigt, in welcher antiquierte Richtung die Tracht gehen kann: Die „Dirndl-Schleife“ wird links geknotet, wenn sie ledig ist und rechts, wenn sie verheiratet ist. Damit alle Männer Bescheid wissen.

Der Tag
3

Aus der Anonymität hervortreten

derMoment hat mit drei Kongressteilnehmerinnen darüber gesprochen, wie aus einer anonymen Masse eine kritische Massenbewegung mobilisiert werden kann.



Maria Mayrhofer ist Geschäftsführerin der jungen NGO aufstehen.at, die sich neue Technologien zu Nutze machen will, um gemeinsam gesellschaftliche Veränderungen zu erreichen.

derMoment: Die Frage, die sich wohl jede politische Organisation stellt: Wie schaffe ich es, dass Leute aktiv werden?

Maria Mayrhofer: Das Potential liegt darin, jene Menschen anzusprechen, die für sich selbst ihre Kritik bereits formuliert haben, aber vielleicht vorerst nur in einem sehr kleinen persönlichen Kreis. Diesen Menschen muss man eine ganz niederschwellige Möglichkeit bieten, aus der Anonymität der schweigenden Mehrheit hervortreten. Das kann zum Beispiel eine

einfache Online-Petition sein. Letztendlich geht es darum, ein Gemeinschaftsgefühl zu schaffen, das stark genug wird, um eine Bewegung zu tragen.

Elisabeth Beer: Dafür ist es notwendig, komplexe Inhalte verständlich herunterzubrechen. So, dass Betroffenheit und Angerührtheit entsteht, aber mit einem fundierten Hintergrund. Die Leute müssen das Gefühl haben, dass da ein tieferer Sinn dahinter steht.

Vanessa Arts: Dieser „Sinn“ entsteht bei einer Genossenschaft beispielsweise durch die gesetzliche Zielverpflichtung den Mitgliedern gegenüber. Das ist greifbar und gibt ein gewisses Maß an Sicherheit, dass es etwas bringt, dabei zu sein. Da können sich auch Parteien und Organisationen etwas anschauen und gegenüber ihren Mitgliedern eine stärkere Verbindlichkeit bei gemeinsamen Zielen signalisieren.

Stichwort Klicktivismus: Nimmt man damit Menschen nicht aus der Verantwortung, ihre Kritik selbst zu formulieren?

Elisabeth Beer: Es stellt sich ja auch die Frage: Wann bin ich bereit, etwas anzuklicken? Wenn ich laufend Mails bekomme, sinkt irgendwann auch das Interesse. Anfangs war da noch eine gewisse Vertrauenswürdigkeit da, mittlerweile lösche ich es nur mehr.

Maria Mayerhofer: Es gibt viele Organisationen, die sich mittels Klicktivismus den Wachstum ihrer Adressdatenbank erkaufen. Wenn es aber zu einer Bewegung werden soll und wenn man den Menschen echte Partizipation ermöglichen will, muss es über den puren Klick hinausgehen. Dann braucht es einen Realitätsbezug und konkrete Angebote.

Also bin ich mit einem Klick alleine noch nicht Teil einer Bewegung?

Elisabeth Beer: Nein, ohne Basisorganisationen, die laufend informieren, politisieren und bei den Leuten dran sind, geht das nicht. Es ist eine zusätzliche Möglichkeit, eine Stimme zu bekommen. Ohne

diese Grundstrukturen ist da aber nichts zu holen.

Maria Mayrhofer: Das sehe ich auch so. Fach-NGOs, die mit ihrer Expertise vor Ort Menschen ansprechen, abholen und informieren, machen die wirklich wichtige und anstrengende Basisarbeit. Wir (NGO *aufstehn.at*, Anm. d. Red.) holen Leute ab, wenn sie schon ein Problembewusstsein entwickelt haben und ihre Stimme erheben wollen.



Vanessa Arts: Ähnlich ist das auch in einer Genossenschaft. Es reicht ja nicht aus, auf dem Papier Mitglied zu sein. Man muss auch mitentscheiden, sonst macht es keinen Sinn. Hinzu kommt, dass ich ja auch für mich selbst etwas erwirtschaftete. Wenn ich gleichzeitig EigentümerIn und KonsumentIn bin, ist der Mehrwert klar erkennbar und ich bleibe automatisch nicht dabei stehen, einfach nur meine Unterschrift unter das Mitgliedsformular zu setzen, sondern engagiere mich weiter.

Wenn man viel bewegen will, braucht man viele Menschen. Besteht da nicht die Gefahr, dass Grundprinzipien verloren gehen?

Elisabeth Beer: Es ist jede Stimme wichtig, um das gemeinsame Ziel zu erreichen. Aber wollen wir jede Stimme? Das haben wir auch im Track schon diskutiert. Die Linken wissen nicht, wie sie damit umgehen sollen, aber welche Chance haben wir sonst gegen die neoliberale Übermacht? Mit dieser Frage waren wir auch konfrontiert,

als wir (Bündnis aus Arbeiterkammer, ÖGB und anderen, Anmk. d. Red.) eine Pledge-Kampagne zur TTIP-Resolution im Europäischen Parlament gemacht haben. Die erste, die „gepledget“ hat, war Marine Le Pen. In dem Fall war für uns klar, dass wir auf diese Stimme verzichten.

Vanessa Arts: Auch in einer Genossenschaft stellt sich die Frage, ist uns jedes Mitglied recht? Nur Mitglieder, die das gemeinsame Ziel teilen, können eine Genossenschaft auch weiterbringen. Ansonsten läuft man Gefahr, dass Meinungen in grundlegenden Fragen auseinandergehen.

Maria Mayerhofer: Bei einer Kampagne zu Datenschutz ist die Gefahr beispielsweise recht hoch, dass man Leute in den Verteiler bekommt, die bei einer Flüchtlingskampagne dann böse E-Mails schreiben. Das wirkt dann aber auch als Selbstreinigungsprozess – diese Leute ist man schnell wieder los.

Was ist aus eurer Sicht die Basis für eine kritische Bewegung?

Vanessa Arts: Begeisterung schaffen, zeigen, dass das ganze einen Sinn macht und auch irgendwo hinführt. Damit hat man schon zwei wesentliche Grundvoraussetzungen geschaffen um online, in einer kleiner Genossenschaft oder auf internationaler Ebene etwas zu erreichen.

Elisabeth Beer: Bei den Bahnhofinitiativen, die aus einer großen Betroffenheit heraus entstanden sind, sind eigentlich alle Erfolgsfaktoren zu finden: Engagement, Betroffenheit und etwas bewegen wollen. Zusätzlich braucht es noch Talent und basisdemokratische Partizipationsstrukturen.

Vanessa Arts: ...und Durchhaltevermögen, denn das ein oder andere Tief kommt bestimmt.

Elisabeth Beer: Gerade aus dem Train-of-Hope sind unzählige kleine, lokale Initiativen entstanden, weil die Menschen Freude daran haben, etwas zu bewegen.

(AL, JG)

Vanessa Arts beschäftigt sich in ihrem Forschungspapier mit Genossenschaften und welches Potential ihre Organisationsform für die Mobilisierung kritischer Massen mit sich bringen kann.

Elisabeth Beer ist Referentin für EU und Internationales der AK Wien und hat in einem Praxisbericht die zivilgesellschaftlichen Strategien und ihre Effekte auf die europäische Investitionspolitik beleuchtet.

Der Tag

3

Arbeit um jeden Preis

In fünf Jahren werden knapp 400.000 Menschen in Österreich arbeitslos sein. Wie geht man damit um?



Neben dem ersten und zweiten Arbeitsmarkt kennt die Arbeitsmarktforschung noch einen dritten Bereich. Dieser stellt einen Ersatzarbeitsmarkt dar und wird meist mit fähigkeitsorientierten Aktivitäten verbunden, die über ein „therapeutisches Taschengeld“ entlohnt werden. Darunter werden Arbeitsmöglichkeiten für Menschen mit Behinderungen verstanden, die aktuell oder dauerhaft nicht in den Arbeitsmarkt integriert werden können. (vgl. Hiesmair, Lankmayer, Niederberger 2015)

„Neid muss man sich verdienen, Mitleid bekommt man umsonst.“ Mit diesen Worten kommentierte Finanzminister Schelling im Sommer 2015 die Situation am österreichischen Arbeitsmarkt, die in den kommenden Jahren noch trister zu werden droht. Ende September 2015 stieg die Arbeitslosigkeit auf 8,3 Prozent. Die Aussichten auf Verbesserung bleiben bis auf Weiteres aus. Laut einer aktuellen Studie des Wirtschaftsforschungsinstitutes wird die Arbeitslosigkeit bis 2018 auf zehn Prozent weiter ansteigen. Für Finanzminister Schelling und die Industriellenvereinigung ist daran vor allem die Höhe der derzeit ausbezahlten Mindest-

sicherung, die in Wien bei 827 Euro liegt, Schuld. Die Differenz zu einem Gehaltszettel einer 40-Stunden-Woche sei zu gering. Der Anreiz, wieder eine Arbeit zu suchen, würde dadurch im Keim erstickt.

Warum den Ansichten des Finanzministers eine falsche Analyse der gesellschaftlichen Tatsachen zu Grunde liegt, zeigt Philipp Haunschmid in seinem Beitrag für den Track „Kritik der Arbeit“: Was tun, wenn – so wie es derzeit der Fall ist – einfach nicht genügend Arbeitsplätze vorhanden sind? Problematisch wird dann die kapitalistischen Verhältnissen zu Grunde liegende Aufgabe, die eigene Arbeitskraft auf dem freien Markt vermittelbar zu machen. Bleiben diese Bestrebungen ohne Erfolg, entstehe eine Form „sozialer Pathologie“, argumentiert der Autor mit dem Philosophen Axel Honneth.

Aber was tun mit diesen Menschen, die aus eigener Kraft an dieser Aufgabe scheitern? Damit beschäftigen sich auch Manuela Hiesmair, Thomas Lankmayer und Karl Niederberger in ihrem gemeinsamen Beitrag zur Untersuchung des sogenannten „zweiten Arbeitsmarktes“. Die AutorIn-

nen bezeichnen als zweiten Arbeitsmarkt jenen Bereich, der in Abgrenzung zum „ersten“, freien Markt etabliert wurde, da er nicht primär auf die Herstellung von Produkten und Dienstleistungen abzielt, sondern der Integration von arbeitslosen Personen in den Arbeitsmarkt diene und durch staatliche Subventionen aufrecht erhalten wird. Waren es bei der Schaffung von Sozialökonomischen Betrieben („SÖBs“), die den zweiten Arbeitsmarkt wesentlich ausmachen, noch vor allem Langzeitarbeitslose, die als Zielgruppe galten, hat sich diese mittlerweile erweitert. Menschen mit unterschiedlichen „Vermittlungshemmnissen“ werden in den zweiten Arbeitsmarkt integriert. Ziel soll sein, die Beschäftigten anschließend wieder an den freien Markt vermitteln zu können – im Vorder- bzw. Hintergrund dieser Programme steht also immer, die Betroffenen wieder arbeitsmarkttauglich zu machen. Gebündelt werden diese Maßnahmen unter dem Stichwort einer aktiven Arbeitsmarktpolitik. Doch auch diese Maßnahmen sind an entsprechende Erfolgsversprechen geknüpft, zeigen die AutorInnen: Das AMS schließt mit Trägerorganisationen

eine Fördervereinbarung ab. Bei SÖBs ist eine Anschlussaufnahmequote (am freien Arbeitsmarkt) relevant, sowie eine mindestens 20-prozentige Eigenerwirtschaftungsquote. Unter prekären Arbeitsmarktverhältnissen wird es aber immer schwieriger, die entsprechenden Quoten zu erfüllen; gleichzeitig werden die Mittel aus öffentlicher Hand nicht erhöht, sondern gekürzt.

Bedenkt man, was Arbeitslosigkeit in unserer Gesellschaft bedeutet, klingt es nach einem vernünftigen sozialpolitischen Ziel, arbeitslose Personen wieder auf dem freien Markt vermittelbar zu machen. Schließlich bedeutet der Ausschluss aus der Arbeitswelt in unserer Gesellschaft gleichzeitig den Ausschluss aus gesellschaftlichen Prozessen, wie Haunschmid argumentiert: „Es ist eine soziale Praxis, durch die fast das ganze gesellschaftliche Leben vermittelt wird. Es geraten Status, Anerkennung und Teilhabe in Gefahr.“ Aber wie Hiesmair und ihre Co-Autoren erläutern, stößt die

aktive Arbeitsmarktpolitik an Grenzen: „Eine stärkere Aktivierung von bestimmten Personengruppen bedeutet, dass durch Androhung von Bezugssperren Personen mehr oder minder gezwungen werden, an arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen teilzunehmen.“ Dies stehe jedoch im Widerspruch zur individuellen Bedarfslage und Nutzenstiftung, heißt also: Eine Betätigung am Arbeitsmarkt wird um ihrer selbst Willen angestrebt und orientiert sich nicht mehr an den Bedürfnissen der Betroffenen. Auch Haunschmid stößt in dasselbe Horn und versucht, drei Wege der Kritik an einer aktivierenden Arbeitsmarktpolitik vorzuschlagen: Erstens arbeite aktive Arbeitsmarktpolitik oft gegen ihren selbst-gesteckten Ziele, da sie nicht immer eine Reduktion der Arbeitslosigkeit zur Folge hat – wie man am Beispiel der Hartz-IV Reformen in Deutschland erkennen kann. Zweitens würden die Maßnahmen oft das Versprechen auf Autonomie der Lebensgestaltung unterlaufen, welches ein zentrales Moment



marktwirtschaftlicher Gesellschaftsordnung darstellt und drittens können solche Maßnahmen als ungerecht bezeichnet werden und zwar dahingehend, dass in einem solchen Verständnis der Bezug von Transferleistungen als sozial stigmatisierend empfunden wird.

Ein anderer Umgang mit steigender Arbeitslosigkeit muss also aus progressiver Perspektive dringend gefunden werden, denn, so Haunschmid: „Das Einfordern von mehr Anstrengung der Arbeitslosen bei geringeren Möglichkeiten zur Realisierung grenzt an blankem Zynismus.“

(VG)

Wie alles anders wird

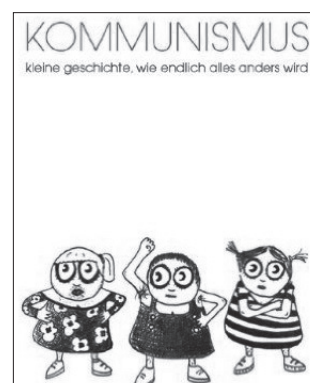
In Bini Adamczaks liebevoll illustriertem Kinder-Klassiker des UNRAST-Verlags *Kommunismus* machen sich die Menschen auf die Suche nach einer besseren Welt. Zu mühsam sind die Strapazen, jeden Tag arbeiten zu gehen und nie Zeit für sich und das Kino zu haben. Zu fremdbestimmt und undurchschaubar erscheint die Welt, in der Fabriken das Sagen haben und über sie bestimmen. Sie beschließen,

auszubrechen. Bleibt nur die Frage: Wie?

Sechs Versuche werden gestartet. Zuerst geben alle ihr Geld in einen gemeinsamen Topf. Doch das ändert nichts am Übel des Kapitalismus. „Nein, nein. Das ist nicht der Kommunismus!“, sagen sie enttäuscht und starten erneut. Verstaatlichung, Demokratisierung der Fabriken, radikale Umverteilung, Maschinisie-

rung, Liberalisierung – sie alle erlösen die Menschen nicht vom Kapitalismus. Die Lage scheint aussichtslos. Doch bei Versuch Nummer sechs scheint es zu klappen... (FE)

Bini Adamczak
Kommunismus
Eine kleine Geschichte, wie endlich alles anders wird
Für Kinder und Erwachsene ab 10 Jahren
UNRAST-Verlag



Der Tag

3

„Eine harte Nuss“

Die Arbeitssoziologin Carina Altreiter leitete mit Leonhard Dobusch die Pre-Conference *Momentum Young Research*.



derMoment: Wie kriegt man heute einen Fuß in die Tür des Wissenschaftsbetriebs?

Carina Altreiter: Hartnäckig sein und nicht entmutigen lassen! Wissenschaft heute heißt aber auch, flexibel und mobil zu sein, und gerade in Österreich und Deutschland erst sehr spät einen unbefris-

teten Job zu bekommen. In Großbritannien ist das beispielsweise einfacher.

In welchen Disziplinen ist es besonders schwer?

Das ist schwer einzuschätzen. Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen haben es aber insgesamt schwieriger.

Ist es schwieriger, mit einem Kritischen Forschungsthema durchzukommen?

Ja – vor allem bei Projektgeldern und Drittmitteln. Hier ist

Wissenschaft eine harte Nuss, die schwer zu knacken ist.

Wie hat es bei dir geklappt?

Studienassistenten, Projekte, Vernetzen, Kennenlernen. Daran führt wohl kein Weg vorbei. Wichtig ist, sich vor Augen zu führen: Wenn es nicht klappt, sagt das nicht unbedingt etwas über die eigene Leistung aus. Glück, Habitus, strukturelle Ungleichheiten spielen genauso eine Rolle, da gibt es viele Faktoren, die nicht nur von einem/einer selbst abhängen. (FE)

Carina Altreiter forscht im Rahmen ihrer Prä-Doc Stelle am Institut für Soziologie der Uni Wien über Arbeitssoziologie, Ungleichheit und Geschlecht.

„Widerstand gegen den neoliberalen Umbau“

Pre Conference-Leiter Michel Reimon über Grenzen und Möglichkeiten der Kritik im EU-Parlament.



Michel Reimon, ehemaliger Journalist und Autor, ist seit 2010 bei den Grünen und seit 2014 Abgeordneter im EU-Parlament.

derMoment: Kritik soll immer möglichst „konstruktiv“ daherkommen. Ist das nicht ein rhetorischer Trick der Konservativen?

Michel Reimon: Ja – und ich finde ein lautes „Nein“ absolut legitim. Der „Gegenvorschlag“ der Konservativen ist ja immer nur der jetzige Zustand – die haben es da leichter. Für die progressive Bewegung wäre es gerade jetzt wichtig, in einen gemeinsamen Widerstand gegen den Neoliberalismus und gegen TTIP zu treten.

Welche Grenzen und Möglichkeiten der Kritik hast du als EU-Parlamentarier?

Die Herausforderung liegt darin, dass Systemkritik hier schlichtweg nicht mehrheitsfähig ist. Kritik üben heißt aber auch, Minderheitspositionen bekannt und groß zu machen. Ich möchte mich nicht damit begnügen, nur das Schlimmste zu verhindern, sondern Repräsentanz für die Position schaffen, die den neoliberalen Umbau komplett ablehnt.

Du hast aus Kobanê vor Ort berichtet und geheime TTIP-Dokumente geleakt. Wäre das nicht der Job von JournalistInnen?

Es stellt sich die Frage, inwiefern JournalistInnen überhaupt noch ihr Geschäft machen

können: die Redaktionen und die Etats für eigenständige Recherche werden immer dünner. Vor der Zeit des Journalismus im etablierten Sinn haben Leute einfach berichtet, was sie gerade interessiert hat. In dieser Hinsicht entwickelt sich Journalismus wieder zurück. Auch mein Bloggen ist daher nicht „Journalismus“ in diesem Sinne – obwohl ich es in vieler Hinsicht für ehrlicher halte, die politische Position aufzuzeigen, und ernsthaft zu berichten, als die LeserInnen zu AnzeigenkonsumentInnen zu degradieren. Denn das höhlt die Möglichkeiten für kritischen Journalismus tatsächlich aus. (FE)